

LITERARISCHES SCHWERGEWICHT

Der Bruch der Unruhe

Bustos Domecq

Mit „Gegen den Tag“ hat Thomas Pynchon ein vor Fabulierkunst überbordendes Buch über den Übergang zur Moderne geschrieben. Stilistisch und formal steht es in der Tradition der Postmoderne.

Jorge Luis Borges hat einmal behauptet, es sei sinnlos, dicke Bücher zu schreiben. Man könne alles auf zwei bis vier Seiten zusammenfassen - als hätte es die großen Romane des 19. und 20. Jahrhunderts und moderne Klassiker wie James Joyce' „Ulysses“ nie gegeben. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich bei der Äußerung des argentinischen Dichters um eine seiner berühmten Täuschungen und ironischen Zuspitzungen handelte, zählte er doch Cervantes' „Don Quijote“ zu seinen Lieblingswerken.

Im Gegensatz zu den von Borges propagierten knappen Formen der Erzählung und des Essays gibt Thomas Pynchon - bis auf seine in dem Band „Spätzünder“ gesammelten Kurzgeschichten - dem Roman als Gattung den Vorzug. Dabei gibt es durchaus Gemeinsamkeiten zwischen dem US-Amerikaner und dem als Paten der literarischen Postmoderne geltenden Argentinier. Wie Borges' Kurzprosa strotzen seine Romane vor ironischen Volten und intertextuellen Verknüpfungen.

Doch während Borges auf alles schmückende Beiwerk verzichtet, löst Pynchon ein ums andere Mal die konventionellen Erzählstrukturen zugunsten einer kaleidoskopartigen Vielzahl von Handlungssträngen mit nicht selten Hunderten von Einzelpersonen auf. Er verweigert sich der Einfachheit, verwendet lange Dialoge ebenso wie naturwissenschaftliche Exkurse. Die Verwischung der Trennlinien von Realität und Fiktion, die Aufhebung des Subjekts, die Negation der Handlungslogik kennzeichnen

die Romane des 1937 in Glen Cove im Bundesstaat New York geborenen Schriftstellers. So weist auch „Gegen den Tag“, der 2006 in den USA und dieses Jahr in deutscher Übersetzung erschienen ist, diese postmodernen Merkmale auf. Mit mehr als tausend Seiten im Original und fast 1.600 in der deutschen Fassung, ist es das bisher längste Werk des Autors.

„Die ganze kapitalistische Illusion fiel in sich zusammen - diejenigen von uns, die diese Wahrheit laut aussprachen, wurden als Ketzer geschmäht, als Feinde des vorherrschenden Glaubens.“

Bereits in seinen früheren Romanen entwarf Pynchon Parallelwelten, in denen mysteriöse Vereinigungen am Verfallsprozess der Gesellschaft oder der Weltordnung arbeiten oder diese zu verhindern versuchen. Das brachte ihm den Ruf ein, neben William Gaddis und Don DeLillo einer der drei großen Paranoiker der US-Literatur zu sein. In der Tat ersinnt er in seinen Büchern Verschwörungstheorien und parodiert diese. Einen Roman von Pynchon zu lesen, kommt der Reise in einer Zeitmaschine gleich, da es sich meistens um eine geschichtliche Epoche handelt, die er mit den Mitteln der Dekonstruktion seziert.

„Die ganze kapitalistische Illusion fiel in sich zusammen“, heißt es in „Gegen den Tag“. Manch einer denkt dabei vielleicht an die aktuellen Erschütterungen in der Finanzwelt. Doch um aktuelle Bezüge geht es Pynchon nicht so sehr, vielmehr

um eine politische Position, die er in seiner literarischen Arbeit mit verpackt, wenn er zum Beispiel weiter schreibt: „Diejenigen von uns, die diese Wahrheit laut aussprachen, wurden als Ketzer geschmäht, als Feinde des vorherrschenden Glaubens.“ Der US-Schriftsteller als Dissident im angeblich freiesten Land der Welt? Der Bezug zur amerikanischen Realität trägt. Wie Gaddis' „Die Fälschung der Welt“ reicht auch Pynchons jüngster Roman über den amerikanischen Kontext hinaus. Vielmehr erweist sich bei ihm die Realität generell als undurchschaubar.

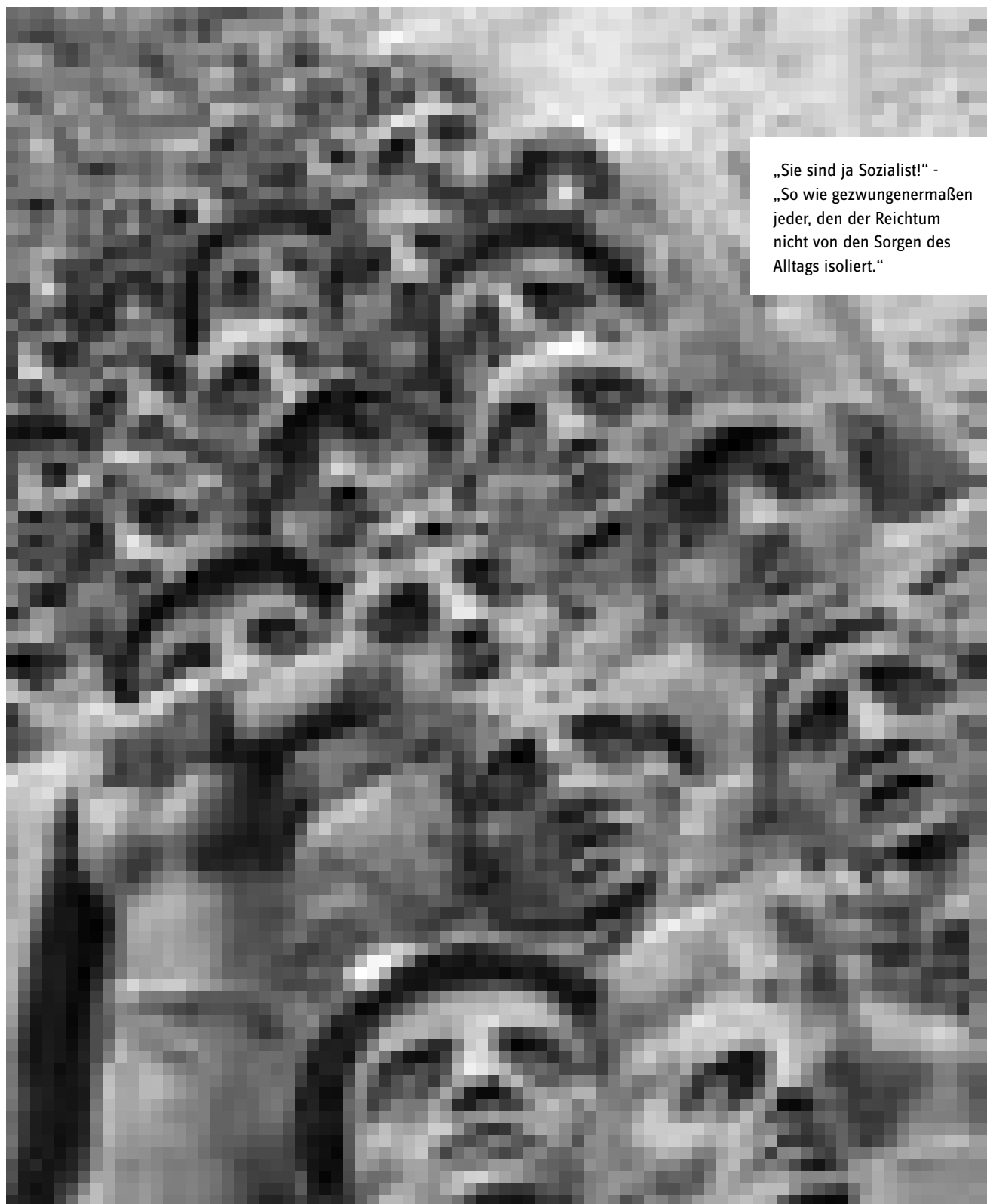
Nicht nur für seine weltweite Fangemeinde ist Pynchon einer der größten Schriftsteller der Gegenwart. Auch der Literaturbetrieb hat die Veröffentlichung eines Pynchon-Romanes längst zum Event stilisiert. Denn was den studierten Physiker und Nabokov-Schüler zur Kultfigur werden ließ, war vor allem sein Abtauchen in die Anonymität. Nach seinem ersten Buch „V.“ (1963) zog er sich völlig von der Öffentlichkeit zurück und verschwand von der Bildfläche. Doch ausgerechnet seine Anonymität als der große Unbekannte hat ihn berühmt gemacht - ein Schriftsteller, von dem es seit Jahrzehnten kein Foto mehr gibt und der nur noch als Phantom existieren würde, als Simpsons-Figur mit übergestülpter Papiertüte, publizierte er nicht in unregelmäßigen Abständen ein Buch und hätten nicht Reporter in den Neunzigerjahren den mit einer Literaturagentin verheirateten Familienvater in Manhattan aufgespürt.

Als ewig wiederkehrendes Hauptthema behandelt Pynchon den kulturellen Verfall sowie die Angst vor der Auflösung jeglicher Ordnung und das Bedürfnis nach Strukturierung einer immer unübersichtlicher werdenden Welt. Mit „Die Enden der Parabel“ schuf er 1973 eines der wichtigsten

literarischen Werke des vergangenen Jahrhunderts, dessen Haupthandlung gegen Ende des Zweiten Weltkriegs spielt und von der so genannten Vergeltungswaffe der Nationalsozialisten, der V-2-Rakete, handelt: Der US-Soldat Tyrone Slothrop wird zum Spielball der konkurrierenden Geheimdienste, als man feststellt, dass er beim Herannahen von V-2-Raketen Erektionen bekommt. Auf den Spuren amerikanischer Geschichte wandelte Pynchon in dem 1997 erschienenen „Mason & Dixon“, der von den Landvermessern Charles Mason und Jeremiah Dixon erzählt. Die beiden hatten von 1763 bis 1767 die Grenze zwischen Pennsylvania und Maryland festgelegt, die Trennlinie zwischen Nord- und Südstaaten.

Wie die Vorgängerromane verlangt auch „Gegen den Tag“ dem Leser einiges ab, vor allem Konzentration und Ausdauer. Eine Zusammenfassung des Inhalts wird angesichts der vielen Handlungsstränge zum hoffnungslosen Unterfangen: Der Roman spielt an mehreren realen und erfundenen Orten in den USA, Europa und Asien zwischen der Weltausstellung 1893 in Chicago und den frühen 1920er Jahren, eine Epoche, die im Ersten Weltkrieg kulminiert. Es ist die Zeit der technologischen Modernisierung, der Elektrifizierung der Städte und Entdeckung der Radiowellen, aber auch die heiße Phase der Industrialisierung, in der in den USA einerseits der Aufstieg der Superkapitalisten wie Rockefeller und Carnegie begann und andererseits ein Millionenheer von Proletariern unter unmenschlichen Bedingungen in Fabriken und Schlachthöfen die aufstrebende Nation ernährten. In dieser historischen Gemengelage treten die unzähligen Protagonisten des Romans auf: Kommunarden und Kapitalisten, Detektive und Geheimagenten, Wissenschaftler und Gaukler, Welten-

MOTIV: „NOVEMBEREVOLUTION“ - RELIEF VON GERHARD ROMMEL



„Sie sind ja Sozialist!“ -
 „So wie gezwungenermaßen
 jeder, den der Reichtum
 nicht von den Sorgen des
 Alltags isoliert.“

bummler sowie ein Hund, der Henry James liest. Die einen herrschen, die anderen bekämpfen ihre Ausbeuter mit Dynamit. So ist „Gegen den Tag“ auch ein Exkurs in die Zeiten der amerikanischen Arbeiterbewegung.

Das Buch beginnt und endet mit einer Gruppe, die „Freunde der Fähnris“ genannt wird. Mit einem Luftschiff namens „Inconvenience“ überfliegen sie den amerikanischen Kontinent und erhalten dabei Befehle von einer unsichtbaren, oberen Ebene. Sie fliegen „against the day“, wie es im Original heißt, einem ungewissen Schicksal entgegen: „Sie werden die geschwärzten Brillen aufsetzen, um die Herrlichkeit sehen zu können, die den Himmel zerreißen wird. Sie fliegen der Gnade entgegen.“ Auf einer anderen Handlungsebene verkörpert Scarsdale Vibe jenen klischeehaften Großkapitalisten, der seinen Gegner sogar - hier den Anarchisten Webb Traverse - umbringen lässt. Während Traverses Tochter den Killer ihres Vaters ehelicht, versuchen seine Söhne Reef, Frank und Kit ihn zu rächen. Kit, der Jüngste, trifft auf den serbischen Erfinder Nikola Tesla, der seine Experimente mit Wechselstrom und Hochspannung durchführt, und entdeckt seine Leidenschaft für Mathematik und Physik. Teslas Sponsor ist wiederum Scarsdale Vibe, der auch Kit das Studium finanziert. Ganz nach dem Motto: Der Kapitalismus kauft seine Feinde. Am Ende bleibt nur die Flucht: Auf Rat Teslas geht Kit zuerst nach Göttingen und danach weiter bis nach China.

Beschrieben werden die Bruchstellen im Übergang zur Moderne und Konflikte entlang der Klassenkampflinien mit bürgerkriegsähnlichen Unruhen wie in den Minen Colorados und im revolutionären Mexiko. Hinzu kommen mehr oder weniger natürliche Phänomene und Ereignisse wie der

plötzliche Einsturz des Campanile von San Marco (1902) und die mysteriöse Explosion eines Meteoriden über Sibirien oder das so genannte Tunguska-Ereignis von 1908, die Stanislaw Lem in seinem Buch „Die Astronauten“ aufgegriffen hat. Die Handlungen und Parallelgeschichten wuchern in alle Richtungen. Sie sind von Figuren bevölkert, die weniger eigene Charaktere sind als Typen, die aus Comics, Filmen und Fernsehserien oder aus Computerspielen stammen könnten. Pynchon vermischt unterschiedliche Genres, Stile und Ebenen. Gesangsnummern finden sich neben Kalauern und mathematischen Formeln.

Was dem „pynchonesken“ Universum fehlt, ist der Bedeutungszusammenhang. Vieles ist rätselhaft und geheimnisvoll. Ein übergeordnetes Erzählmuster ist kaum zu erkennen, obwohl die Chronologie der Ereignisse mehr oder weniger eingehalten wird. Die Personen verfügen über die Fähigkeit zur Bilokation: Sie können gleichzeitig an zwei oder mehr unterschiedlichen Orten sein. Doppel- und Gegenwelten entstehen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fließen ineinander über. Manch ein Leser verliert darüber vielleicht die Übersicht und kapituliert, ein anderer hingegen findet darin sein reines Vergnügen. Oder ihm geht es wie dem Protagonisten in Jorge Luis

Borges Erzählung „Das Sandbuch“: Der gelangt in den Besitz eines Buches mit unendlich vielen Seiten. Es lässt sich beliebig oft aufschlagen, ständig findet man neue Passagen, die alten aber nicht wieder. Der Erzähler wird von dieser Entdeckung so erschüttert, dass er das Buch in einem abgewinkelten Ort einer Bibliothek versteckt. Dennoch lässt es ihn nie zur Ruhe kommen. Ähnliches könnte dem Leser mit „Gegen den Tag“ geschehen.

Thomas Pynchon - Gegen den Tag.
 Rowohlt Verlag, 1.600 Seiten.